

*Andrea Lehr*

## **Neuartige Rezeptionsstrategien im Umgang mit Hypertexten?**

### **Nichtlinearität und Multimedialität als Eigenschaften von Hypertexten *und* Texten**

Das Thema, über das ich heute hier vortrage, lautet: “Neuartige Rezeptionsstrategien im Umgang mit Hypertexten? Nichtlinearität und Multimedialität als Eigenschaften von Hypertexten *und* Texten”.

Hypertexte spielen in unserem Alltag eine immer größere Rolle. Sie gelten jedoch in der wissenschaftlichen Betrachtung wie auch der öffentlichen Diskussion nicht einfach als Texte, die lediglich in besonderer Weise publiziert werden. Sie gelten vielmehr als etwas, das sich grundlegend von herkömmlichen Texten unterscheidet und deshalb auch neuartige Produktions- und Rezeptionsweisen hervorbringt, geradezu zwangsläufig hervorbringen muß.

Um diese vorgeblich grundlegende Andersartigkeit von Hypertexten gegenüber Texten aufzuzeigen, werden in der einschlägigen Literatur neben der obligatorischen Gebundenheit von Hypertexten an das elektronische Medium vorrangig zwei Eigenschaften angeführt – nämlich *Nichtlinearität* und. Insbesondere die erste dieser beiden Eigenschaften, die Nichtlinearität wird sehr oft in Zusammenhang mit einer Frage diskutiert, die ja auch Sie heute in diesem Themenbereich der GAL besonders interessiert – nämlich in Zusammenhang mit der Frage, welche über die herkömmliche Lesekompetenz im Printmedium hinausgehenden Fähigkeiten ein adäquater Umgang mit Hypertexten erfordert.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Hypertexten stützt sich jedoch in einer Vielzahl der Fälle nicht auf empirische Daten zu konkreten Hypertextrezeptionsituationen, sondern allenfalls auf Selbstbeobachtung oder sie erschöpft sich in einer rein theoretischen Herangehensweise. Im letztgenannten Fall wiederum liegt das Hauptaugenmerk auf einer Beschreibung der Beschaffenheit und der Eigenschaften von Hypertexten in Abgrenzung zu Texten, aus deren Ergebnissen sich dann Aussagen über veränderte Rezeptions- und auch Produktionsweisen im Hypermedium – quasi als Abfallprodukte – ergeben. Und genau dort, bei diesen populären Grundannahmen über die Unterschiede zwischen Hypertexten und Texten will ich mit meinem Vortrag ansetzen.

Ich will nun im weiteren so vorgehen, daß ich mich im nächsten Teil meines Vortrags auf einen Vergleich von Hypertexten und Texten konzentriere. Ich werde aufzeigen, daß es zwischen Hypertexten und Texten im Hinblick auf Nichtlinearität und Multi-

medialität allenfalls graduelle, jedoch keine grundlegenden Unterschiede gibt und daß sich dementsprechend aus einem so angelegten Vergleich zwischen Hypertexten und Texten nicht ableiten läßt, daß Hypertexte wirklich neuartige Rezeptionsstrategien erfordern. Auch mein Vorgehen wird folglich ein theoretisches sein. Das soll aber keinesfalls bedeuten, daß ich dem theoretischen Arbeiten gegenüber dem empirischen generell den Vorzug gebe, sondern lediglich, daß ich es für notwendig halte, einige der Grundannahmen, die der theoretischen Beschäftigung mit Hypertexten entsprungen sind, zu revidieren, um so den Kopf – insbesondere eben auch für die praxisnahe und empirisch gestützte Forschung – wieder “freier zu bekommen.”

Wie gesagt, weder nichtlineare Organisationsformen noch die textuelle Einbindung nichtsprachlicher Komponenten sind Phänomene, die auf das elektronische Medium beschränkt sind. Beides findet sich bereits im Printmedium – und zwar nicht nur vereinzelt, sondern zur Genüge. Das ist an sich keine neuartige, unerwartete Erkenntnis, aber eine Erkenntnis, die aus verschiedenen Gründen immer wieder zugunsten der allzu einfachen Gleichung ‘Text gleich sprachlich und linear, Hypertext dagegen gleich multimedial und nichtlinear’ in den Hintergrund gedrängt wird. Ich kann auf die Gründe, die diese beliebte Gleichung befördern, heute nicht erschöpfend eingehen und will mich deshalb auf zwei Hinweise beschränken.

Hinweis Nr. 1 betrifft den Aspekt der Linearität. Bereits 1967 hat Ted Nelson – naja, sagen wir: etwas vorschnell – behauptet, Hypertexte seien nichtlinear und herkömmliche Texte linear. Darin sah er nicht nur einen entscheidenden Unterschied zwischen Hypertexten und Texten, nein, er sah darin auch den entscheidenden Vorteil von Hypertexten gegenüber Texten. Von der nichtlinearen Organisationsform von Hypertexten versprach er sich – aufgrund von deren vorgeblicher Ähnlichkeit mit den Netzwerkstrukturen des menschlichen Gehirns – deutlich verbesserte Möglichkeiten der Wissensvermittlung bzw. Erlangung und damit geradezu einen Quantensprung in der Weiterentwicklung der menschlichen kognitiven Fähigkeiten. Angesichts der Euphorie, die von Anfang an mit Hypertexten verknüpft war, und die sich ja vornehmlich aus dieser Eigenschaft der Nichtlinearität speiste, ist es nicht verwunderlich, daß sich die These von der Nichtlinearität von Hypertexten vs. der Linearität von Texten bis heute gehalten hat.

Hinweis Nr. 2 betrifft den Aspekt der Multimedialität und wird ebenfalls ganz kurz ausfallen. Das wirklich Neuartige an Hypertexten gegenüber Texten in dieser Hinsicht ist etwas relativ Triviales – nämlich, daß sich im elektronischen Medium auch Töne und bewegte Bilder einbinden lassen – übrigens eindeutig lineare Angelegenheiten –, während das Printmedium auf Statisches wie Bilder und Graphiken beschränkt ist. Für

die Sprachwissenschaft mit der für sie zentralen Unterteilung semiotischer Entitäten in sprachliche und nichtsprachliche ist diese Neuerung jedoch nur von untergeordnetem Interesse. Daß dennoch die Multimedialität von Hypertexten als deren besondere Eigenschaft derart betont wird, liegt vor allem daran, daß der Großteil der vielen verschiedenen Textbegriffe, die in der Sprachwissenschaft kursieren, innerhalb der Grenzen sprachlicher Phänomene verharrt und Nichtsprachliches als nicht zum Text zugehörig ausblendet.

Etwas polemisch zugespitzt könnte man sagen, daß sich die kursierenden Text- und Hypertextbegriffe oftmals an Idealvorstellungen von deren Beschaffenheit orientieren, nicht an den realen Gegebenheiten unserer Lebenswelt. Im letzten, recht kurz gefaßten Teil meines Vortrags werde ich deshalb die Grundzüge eines weitgefäßten Textbegriffs skizzieren, der den realen lebensweltlichen Gegebenheiten besser gerecht wird und der für die wissenschaftliche Beschäftigung mit herkömmlichen Texten und Hypertexten gleichermaßen geeignet ist.

Kommen wir nach diesen ausführlichen Vorbemerkungen nun zum nächsten Teil meines Vortrags, einem Vergleich von Texten und Hypertexten unter dem Aspekt der Linearität. Um einen solchen Vergleich sinnvoll leisten zu können, müssen wir uns natürlich zuerst einmal darauf verständigen, was wir unter Linearität oder deren Abwesenheit verstehen wollen.

In Storrer 2000 finden sich erste Ansätze einer hilfreichen Unterscheidung zweier Betrachtungsebenen von Linearität. Dort werden – unter Rückgriff auf die Differenzierung zwischen medialer und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Koch/ Oesterreicher 1994 – mediale und konzeptionelle Linearität voneinander getrennt. Diese Unterscheidung werde auch ich – jedoch mit einigen inhaltlichen Modifikationen gegenüber Storrer – im weiteren verwenden.

Analog zu de Saussures Vorstellungen von der Linearität mündlicher Äußerungen sind im schriftlichen Medium unter medialer Linearität räumlich determinierte eineindeutige Vorgänger-Nachfolger-Relationen zwischen Graphen zu verstehen. Als erstes wollen wir uns mit dem Phänomen der medialen Linearität befassen:

Im Cours de linguistique générale wird Linearität im mündlichen Medium beschrieben als die unumgängliche Existenz zeitlich determinierter, eineindeutiger Vorgänger-Nachfolger-Relationen innerhalb einer Lautkette.

“Das Bezeichnende, als etwas Hörbares, verläuft ausschließlich in der Zeit und hat Eigenschaften, die von der Zeit bestimmt sind: a) es stellt eine Ausdehnung dar, und b) diese Ausdehnung ist meßbar in einer

einzigsten Dimension: es ist eine Linie.

[...] Im Gegensatz zu denjenigen Zeichen, die sichtbar sind (maritime Signale usw.) [...], gibt es für die akustischen Bezeichnungen nur die Linie der Zeit; ihre Elemente treten nacheinander auf; sie bilden eine Kette. Diese Besonderheit stellt sich unmittelbar dar, sowie man sie durch die Schrift vergegenwärtigt und die räumliche Linie der graphischen Zeichen anstelle der zeitlichen Aufeinanderfolge setzt.”

(Saussure 1967, 82)

Übertragen auf das schriftliche Medium wäre mediale Linearität demnach zu verstehen als die Existenz räumlich determinierter Vorgänger-Nachfolger-Relationen zwischen Graphen. Als Textträger verwenden zu begründen wäre dies mit der etwas naiven Vorstellung, daß graphische Zeichen lautliche repräsentieren und von daher deren Linearität quasi übernehmen. Die angemessene Realisierung einer schriftlichen Äußerung bestünde demnach in einem langem Band – aus Papier oder was auch immer –, worauf eine ununterbrochene Aneinanderreihung graphischer Zeichen notiert ist. Tatsächlich aber verwenden wir verwenden wir aber – wie Weingarten 1997 anschaulich darlegt – keine endlos langen Bänder, sondern Flächen, auf denen sich der Text zweidimensional oder – wenn eine solche Fläche nicht ausreicht – dreidimensional ausbreitet.

Eine wohlbekanntes Folge sind Zeilen- und Seitenumbrüche, die die Linearität stören. Außerdem kennen wir, worauf Freisler 1994 eigens hinweist, seit Jahrhunderten Spatien und Markierungen der Textstruktur. Außerdem wurden, worauf Freisler 1994 eigens hinweist, bereits im 8. Jh. in den Scriptorien Englands und Irlands Spatien eingeführt und im 12. Jh. wurden Markierungen der Textstruktur wie beispielsweise Kolummentitel und Marginalien üblich. Auch hierbei handelt es sich um wichtige Formen der Delinearisierung im schriftlichen Medium. Es gibt jedoch einen entscheidenden Unterschied zwischen den beiden genannten Formen der Delinearisierung. Spatien, Marginalien usw. sind aus inhaltlichen Gründen erwünschte Mittel der Delinearisierung. Zeilen- und Seitenumbrüche dagegen sind lediglich aufgrund des Textträgers notwendig und sollten deshalb bei der Rezeption möglichst ignoriert werden. Mediale Linearität ist im schriftlichen Medium also nichts, was sich automatisch, zwangsläufig einstellt, sondern etwas, das – auf der Basis von über die Jahrhunderte entwickelten kulturellen Gepflogenheiten – eigens hergestellt werden muß und mit Absicht wieder unterbrochen werden kann.

Dies gilt auch für Hypertexte. Doch wie ist es um die mediale Linearität in Hypertexten bestellt? Betrachten Sie bitte noch einmal die Homepage der Universität Heidelberg.

Sie können feststellen, daß sich hier ein ebensolches Wechselspiel aus medialer Linearität und Nichtlinearität findet, wie wir es eben für herkömmliche Texte beschrieben haben. Beispielsweise folgt in "Universität" das "n" auf das "U", das "i" auf das "n" usw., das hintere "g" von "Gliederung" in der nächsten Zeile wurde aus inhaltlichen Gründen von dem "u" des darauf folgenden "und" getrennt und der Zeilenumbruch zwischen dem hinteren "e" von "weitere" und dem "B" von "Betriebseinheiten" erfolgte aufgrund von Erfordernissen der räumlichen Darstellung.

Insofern ist mediale Linearität wie auch deren Abwesenheit in Texten und Hypertexten gleichermaßen anzutreffen, wengleich im Hypermedium unter anderen aufgrund der meist postulierten Vermeidung längerer Fließtextpassagen und des häufigen Einsatzes von Übersichtsseiten, die vornehmlich aus Linklisten bestehen, tendenziell häufiger.

Mediale Linearität ist folglich kein vernünftiges Kriterium zur Unterscheidung von Texten und Hypertexten. Und mediale Linearität ist zumeist auch nicht gemeint, wenn in der einschlägigen Fachliteratur von Linearität die Rede.

Betrachten wir, um dies zu verdeutlichen, einige gängige Aussagen, die dort anzutreffen sind:

- In Lobin 1999 finden wir die – etwas naive – These, traditionelle Texte würden linear gelesen, woraus sich für den Autor der unschätzbare Vorteil ergebe, daß er an jeder Textstelle darüber im Bilde sei, welches Wissen seine Leser durch die Lektüre bereits erworben haben. Hypertexte dagegen brächten überwiegend den Lesern Vorteile, da sie aufgrund ihres nichtlinearen Charakters – anders als Texte – der interessen geleiteten Rezeption zugänglich seien.
- Bucher 1999 geht davon aus, daß Hypertexte – ebenso wie beispielsweise Zeitungen – nicht-linear sind, da sie den Nutzern keine Rezeptionsabfolge vorgeben. Gleichwohl räumt er ein, daß die tatsächliche Rezeptionsabfolge, obwohl nun leser-, nicht mehr autorenbestimmt, daß diese linear bleibe.
- Ähnlich formuliert es Sager 1997, wenn er feststellt, der Hypertext bestünde nicht mehr aus einem einheitlichen, sukzessive zu rezipierenden, eben linearen Text, sondern aus einem Konglomerat von Texten, zwischen denen sogenannte

- Referenzverknüpfungen, also Links, existieren.
- Dazu paßt der Hinweis in Weingarten 1997, durch Links entstünden keine linearen Fortsetzungen. Die neugewonnene Freiheit des Hypertext-Lesers dagegen beurteilt Weingarten nicht ungeschränkt positiv, da – so seine Formulierung – die Kohärenzbildung nun größere Leserleistungen erfordere.
  - Ähnlich wie Bucher weitet auch Freisler 1994 die Eigenschaft der Nicht-Linearität auf das Printmedium aus und behauptet, Hypertexte seien ebenso wie Lexika nichtlineare Texte, da bei beiden keine feste Rezeptionsabfolge vorgegeben würden.
  - Kuhlen 1991 dagegen schreibt zwar auch, daß Hypertexte nichtlinear seien, merkt jedoch im Hinblick auf Referenztexte wie Lexika oder auch Kochbücher an, jene seien zwar linear, aber keine Texte. “Richtige” Texte seien – so Kuhlen – trotz ggf. auftretender nichtlinearer Eigenschaften im Prinzip linear.
  - Als letzter in diesem Reigen sei noch Rieger 1994 genannt, der zwar sehr vorsichtig argumentiert und schreibt, der Zwang zur Linearisierung sei bei Hypertexten deutlich vermindert (also nicht aufgehoben), der aber dennoch schlußfolgert, eine sinnvolle Unterscheidung zwischen Leser und Autor sei nun nicht mehr möglich.

Ich will es dabei einmal belassen. Trotz der teilweise sehr widersprüchlichen Aussagen, die in der Fachliteratur anzutreffen sind, läßt sich insgesamt betrachtet das folgende feststellen:

Hypertexte gelten in der einschlägigen Fachliteratur fast durchgehend als nichtlinear. Herkömmliche Texte dagegen werden in einigen Abhandlungen ohne Wenn und Aber als linear erachtet, während ihnen in anderen Beiträgen sowohl Linearität als auch – zumindest in gewissen Grenzen – Nichtlinearität als Eigenschaften zugeschrieben werden. Dabei wiederum räumen einige Autoren ein, daß sich in einem einzelnen Text sowohl Linearität als auch Nichtlinearität manifestieren können, während andere eine präzise Trennlinie zwischen linear und nichtlinear organisierten Texten ziehen wollen.

Was die vermuteten Auswirkungen der Nichtlinearität von Hypertexten auf die Textrezeption anbelangt, so ist zunächst festzuhalten, daß der Größe ‘Autor’ kaum mehr Einfluß auf die spätere Rezeptionsabfolge zugestanden wird. Selbst dann, wenn der Autor nicht vollständig zugunsten eines – wie Todesco 1997 das formuliert hat – eines Hyperleserautor dekonstruiert wird, selbst dann wird ihm ein Gutteil der Macht über sein Produkt, eben über den vom ihm geschaffenen Hypertext, entzogen. Und schwups, scheint alles in der Hand des früheren Lesers, des Rezipienten zu liegen, der nun als eigentlicher Ort der Textproduktion lokalisiert wird. Und wenn dem tatsäch-

lich so wäre, dann würden den Rezipienten von Hypertexten natürlich ganz neue Kompetenzen abverlangt.

Dreh- und Angelpunkt der Annahme unterschiedlicher Rezeptionsanforderungen bei Texten und Hypertexten ist mithin die Frage, ob eine bestimmte Rezeptionsabfolge jeweils erkennbar festgelegt ist oder nicht. Damit sind wir bei der konzeptionellen Linearität angelangt, die – wie wir gleich sehen werden – in engem Zusammenhang mit der Frage der Rezeptionsabfolge steht.

Es ist – worauf unter anderem Hess-Lüttich 1997 hinweist – eine Binsenwahrheit, daß Texte von ihrer logischen Struktur her in der Regel hierarchisch, nicht linear aufgebaut sind. Dies gilt im übrigen auch für das mündliche Medium, wenngleich hier aufgrund der Beschaffenheit des menschlichen Gedächtnisses nicht so extensiv von diesen hierarchischen Strukturierungsmöglichkeiten Gebrauch gemacht wird. Konzeptionelle Linearität kann folglich allenfalls mittelbar an die logische Struktur eines Textes geknüpft sein. Klären wir also als erstes einmal, was unter konzeptioneller Linearität zu verstehen ist. Ich will zwei Voraussetzungen formulieren, aus denen sich konzeptionelle Linearität meiner Auffassung nach zusammenfügt:

- Erstens aus der Voraussetzung, daß konkrete Rezeptionsvorgänge obligatorisch in der Zeit verlaufen und deshalb in einem ganz trivialen Sinne linear sind. Sie sind im übrigen nur in diesem Sinne linear. Wie Inhoff/Rayner 1996 darlegen, ist nur bei sehr ungeübten Lesern festzustellen – also beispielsweise dann, wenn ich mich mit einem arabischen Text abmühe –, daß sie einen Text Graph für Graph auflesen. Das Blickverhalten von Lesern folgt in der Regel bereits im Mikrobereich nicht den medial-linearen Vorgaben des Textes.
- Die zweite Voraussetzung, aus der sich konzeptionelle Linearität speist, lautet, daß die Textproduzenten ihren späteren Lesern eine Rezeptionsabfolge vorgeben und um die genannte Linearität der späteren Rezeption wissen. Sie sind deshalb bemüht, ihre Textinhalte so zu sequenzieren, daß die Leser – wenn sie die vorgegebene Reihenfolge wirklich einhalten – möglichst einfach die intendierte logische Struktur des Textes erfassen können. Dazu gehört auch, in jeder Textpassage zu berücksichtigen, welche Informationen der hypothetische Leser aus dem Text bereits erschlossen haben kann und dies in die Textgestaltung einfließen zu lassen.

Konzeptionelle Linearität ist folglich eine Eigenschaft von Texten oder auch von Hypertexten, die bei der konkreten Rezeption nicht unbedingt aktualisiert werden muß. Die Frage der konzeptionellen Linearität in Texten hängt demnach eng zusammen mit dem, was in der Sprachwissenschaft üblicherweise Kohärenzbildung genannt wird.

Doch wie ist es um die Kohärenzbildung in Hypertexten bestellt? Vgl. Sie dazu bitte das folgende Zitat:

“Eine vielbenutzte Metapher für Kohärenz ist der rote Faden, der vom Autor durch den Text gelegt wird, um die Leserschaft beim Nachvollziehen und Verstehen der Textinhalte anzuleiten. Diese Metapher ist gebunden an eine Konzeptualisierung von Text als einer sequentiellen Abfolge von Teiltexten, die vom Leser in der vom Autor vorgegebenen linearen Anordnung rezipiert wird. Auf Hypertexte, die selektiv auf individuell gewählten Lesewegen rezipiert werden, lassen sich die an die Metapher des roten Fadens gebundenen Vorstellungen von Kohärenz jedoch nicht mehr anwenden.”

(Storrer 1999, 33)

Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß ein Text nicht immer – wie in der Textlinguistik gerne angenommen – “schön der Reihe nach” gelesen wird. Oftmals überfliegen wir Passagen, blättern und lesen quer oder verschaffen uns anhand von Inhaltsverzeichnissen und Stichwortregistern einen ersten Überblick. Außerdem gibt es bereits im gedruckten Medium zuhauf Publikationen, in denen die konzeptionelle Linearität bereits vonseiten des Autors durchbrochen wird – denken Sie beispielsweise an Fußnoten und Querverweise oder an Abbildungen, die die schriftkonstituierten Ausführungen lediglich illustrieren, zu deren Verständnis aber nicht unabdingbar notwendig sind. Wenn Storrer 1999 also sagt, daß ein herkömmlicher Text konzeptionell linear sei, dann kann damit nur gemeint sein, daß dessen Autor eine einzige Rezeptionsreihenfolge vorschlägt und der Leser diesen Vorschlag erkennen kann. Ein Hypertextautor dagegen stellt es – so Storrer – den späteren Lesern frei, in welcher Reihenfolge sie vorgehen.

Dementsprechend ist konzeptionelle Linearität ebenso wenig wie mediale Linearität ein Kriterium der grundlegenden Unterscheidung von Texten und Hypertexten. Dies wird umso deutlicher, wenn wir uns die heute so existierenden Hypertexte einmal etwas genauer anschauen. Wie sind die denn? Hypertexte wie zum Beispiel die Grolier Science Fiction CD-ROM, wo mit den neuen Gestaltungsmöglichkeiten, die das elektronische Medium bietet, experimentiert, sind eher die Ausnahme und überwiegend im Infotainmentbereich zu finden.

Es überwiegen sogenannte parasitäre Hypertexte, die lediglich elektronische Aufbereitungen von herkömmlichen Texten sind und sich in ihrer Gestaltung und Strukturierung eng an diese anlehnen. Ein ganz typisches Beispiel hierfür sind die CD-ROMs der digitalen Bibliothek von Herder, die allesamt auf früheren Buchpublikationen basieren und gegenüber diesen so gut wie gar nicht verändert wurden. Es findet sich dort

eine Auflistung der einzelnen Artikel, wie sie auch im Inhaltsverzeichnis der Printausgabe anzutreffen ist, und rechts davon den aktuell angewählten Text. Die einzelnen Artikeltexte wurden nicht weiter segmentiert, sondern einfach so belassen, wie sie auch in der Buchausgabe von 1991 anzutreffen sind.

Ein noch schwierigeres Beispiel sind Online-Zeitungen, die aufgrund ihrer Bildschirmpräsentation zumeist wesentlich stärker konzeptionell linear organisiert sind als ihre Pendanten im Printmedium. Wenn Sie sich beispielsweise die Titelseite der taz - die tageszeitung vom 17. September 2002 anschauen, dann finden Sie dort einen Bericht über die Pressekonferenz von Beckstein und Müller zum Thema Zuwanderung, rechts davon einen Kommentar dazu, ganz links die Rubrik 'verboten', darunter ein Artikel über Saudi-Arabiens veränderte Position in der Irak-Frage und daneben ein Artikel über Schröders Vorwürfe gegenüber France Télécom. Es ist keine klare Rezeptionsabfolge vorgegeben, vor allem auch deshalb nicht, weil unser übliches von 'links nach rechts und von oben nach unten'-Schema unter anderem aufgrund der unterschiedlich großen Schlagzeilen erheblich gestört wird.

Jetzt zur korrespondierenden Online-Präsentation. Die Links zu den einzelnen Artikeln und Kommentaren, die auch auf der ersten Seite der Printausgabe zu sehen waren, sind hier untereinander angeordnet, wodurch eine bestimmte Reihenfolge suggeriert wird. Bei einer Übertragung dieser Reihenfolge auf die Printausgabe ergibt sich eine nicht sonderlich durchdachte Rezeptionsabfolge. Sie genügt weder dem Gesichtspunkt der räumlichen Anordnung noch inhaltlich-thematischen Kriterien.

Nächster Punkt. Sie werden an diesen wenigen Beispielen bereits gemerkt haben, daß eine Entscheidung darüber, inwiefern ein Text bzw. Hypertext konzeptionell linear oder modular ist, maßgeblich davon abhängt, wo wir denn die Grenze zwischen dem einen und dem anderen Text, zwischen dem einen und dem anderen Hypertext ziehen.

Bereits im Falle herkömmlicher, gedruckter Texte ist eine genaue Grenzziehung nicht so einfach, wie vielleicht auf den ersten Blick zu vermuten wäre. Denken Sie nur daran, daß sich unter den vorhin vorgestellten Charakterisierungen von Hypertexten auch die Aussagen von Freisler und Bucher befanden, die nahelegten, Zeitungen bzw. Lexika seien als jeweils einen Text aufzufassen.

Noch schwieriger sind die Grenzen von Hypertexten zu bestimmen. Müssen die Dokumente eines Hypertextes von ein und demselben Autor bzw. Autorenkollektiv stammen? Oder müssen sie zumindest der Planung und Kontrolle einer Person unterliegen? Wie eng muß ihr thematischer Zusammenhalt sein?

Die Frage einer angemessenen Bestimmung von Textgrenzen wird bereits seit langem

– mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen – diskutiert. Und sie stellt sich nun angesichts von Hypertexten auf etwas andere Weise erneut. Worauf es mir in unserem Zusammenhang ankommt, ist das folgende: Gerade für Urteile über die vermeintliche Linearität von Texten sowie Nichtlinearität von Hypertexten ist entscheidend, was für mich zu einem Text gehört und welche Dokumente ich unter einem Hypertext subsumiere.

Ein einfaches Beispiel: Angenommen, ich gehe davon aus, daß jeder Beitrag eines wissenschaftlichen Sammelbandes ein autonomer Text ist, nicht aber das Buch als Ganzes. Dann macht es auch keinen Sinn, im Falle der CD-ROM-Version dieser Publikation von einem einzigen Hypertext – dem jedoch anders als den gedruckten Texten die Gesamtkohärenz fehlt – auszugehen, um schließlich auf dieser Basis herauszuarbeiten, was Hypertexte von Texten unterscheidet und warum sie andere Rezipientenleistungen erfordern als letztgenannte.

Erschwerend kommt hinzu, daß im elektronischen Medium oftmals Dokumente zusammengestellt werden, die in gedruckter Form nicht gemeinsam publiziert werden oder die gar eigens neu geschaffen wurden. Da der Zwang zur Umfangbegrenzung, der im Printmedium immer gegeben ist, im elektronischen Medium weitgehend entfällt, werden hier bislang nicht übliche Zusammenstellungen von Wissenswertem und auch Unnützem angeboten. Diese Angebote als zusammenhängende Hypertexte zu begreifen, um dann von ihnen in Analogie zu Texten eine sogenannte Gesamtkohärenz einzufordern, ist – worauf bereits Kuhlen 1991 hinweist – zumindest problematisch.

Kommen wir nun noch kurz zur Frage der Multimedialität – oder anders gesagt: zu den nichtsprachlichen Komponenten von Texten und Hypertexten. Ich will mich im weiteren, um meine Vortragszeit nicht allzu sehr zu überziehen, vorwiegend auf statische Bilder beschränken. Im Hinblick auf Hypertexte herrscht weitgehende Einigkeit darüber, daß diese sowohl sprachliche als auch nichtsprachliche Bestandteile enthalten, im Hinblick auf herkömmliche Texte jedoch scheiden sich die Geister, wie Sie auch Ihrem Handout unter Punkt 2 entnehmen können. Während – wie bereits erwähnt – in der Semiotik seit jeher ein weitgefaßter Textbegriff üblich ist, der sowohl sprachliche als auch nichtsprachliche Phänomene und Hybridformen umfaßt, herrscht in der Sprachwissenschaft ein restriktiver, ausschließlich auf sprachliche Komponenten beschränkter Textbegriff vor.

Das heißt, obwohl uns in unserer Lebenswelt zuhauf Kombinationen aus schriftkonstituierten Passagen und Bildelementen begegnen, die wir als semiotische Einheiten empfinden – denken Sie beispielsweise an Photographien in Zeitungen und Zeitschriften oder an Graphiken und schematische Darstellungen (die selbst wieder sprachliche

Elemente enthalten können) in wissenschaftlichen Publikationen – ... obwohl dies in unserer Lebenswelt Normalität ist, werden Bildelemente in die sprachwissenschaftliche Betrachtung von Texten meist nicht einbezogen. Es gibt zwar durchaus, wie auch die auf Ihrem Handout angegebene Überblicksdarstellung Nöth 2000 aufzeigt, Untersuchungen zu Text-Bild-Beziehungen und auch zu deren Auswirkungen auf die Textrezeption, auf Verständlichkeit, Aufmerksamkeitssteuerung, Behaltensleistungen usw., aber wie der Ausdruck ‘Text-Bild-Beziehungen’ bereits besagt, werden die Bilder als etwas betrachtet, das außerhalb des Textes steht.

Dies ist um so unverständlicher, als zumindest bei einer Art der Koexistenz von Bild und schriftkonstituiertem Text vollkommen ungeklärt bleiben muß, wie der Text unter Ausblendung der bildlichen Komponenten zu einer kohärenten Gesamtbedeutung kommen soll – nämlich dann, wenn das Bild eine eigentlich unverzichtbare Komponente darstellt, wenn der schriftkonstituierte Text ohne Kenntnisnahme des zugehörigen Bildes nicht verständlich ist. Doch auch im umgekehrten Fall, wenn der schriftkonstituierte Text gegenüber dem Bild dominiert, ist das Ausblenden der Bildkomponenten nicht unproblematisch, da Bilder mit illustrierender oder didaktischer Funktion erheblichen Einfluß auf das Textverstehen und die Textinterpretation haben können. Spätestens dann also, wenn das sprachwissenschaftliche Interesse an Texten über deren bloße strukturelle Beschreibung hinausgeht und sich Fragen des konkreten Umgangs mit Texten zuwendet, ist die strikte Beschränkung auf sprachliche Gegebenheiten nicht mehr haltbar.

Ähnliches gilt auch für den Vergleich von herkömmlichen Texten mit Hypertexten. Es ist zwar kaum zu beanstanden, daß in allen gängigen Definitionen von Hypertext die Multimedialität zu deren konstitutiven Eigenschaften gerechnet wird, schließlich entspricht diese Festsetzung in den allermeisten Fällen den realen Gegebenheiten. Was aber nicht geht, ist, von dieser Eigenschaft der Multimedialität auf neuartige Rezeptionsstrategien und weiterreichende Kompetenzen, die im Umgang mit Hypertexten notwendig seien, zu schließen. Denn: Auch herkömmliche Texte enthalten nun einmal sehr häufig Bildkomponenten. Und ein Vergleich von Hypertexten mit Texten im Lichte eines derart erweiterten Textbegriffs fördert im Hinblick auf die Rolle von Bildern zwar keine grundsätzliche Unterscheidung, aber dennoch zwei ganz erstaunliche Ergebnisse zutage.

Erstens: Die – wie es des öfteren so schön heißt – “Bilderflut” ist im Hypermedium tendenziell geringer als im Printmedium. Websites wie die von rtl, wo nicht nur die Startseite, sondern die meisten der darunterliegenden Seiten sehr aufwendig gestaltet und mit vielen Bildern bestückt sind, bilden eher die Ausnahme. Bei den online ver-

fügbaren Presseerzeugnissen beispielsweise ist, wenn überhaupt, nur die Startseite in dieser Weise gestaltet, bei allen weiteren Seiten fehlen dann zumeist die in der Printausgabe enthaltenen Bilder.

Zweitens: Räumliche Nähe zwischen Bild und zugehörigem schriftkonstituiertem Text ist im Printmedium häufiger gegeben als im Hypermedium. Im Hypermedium sind Bilder sehr oft in separate Dokumente ausgelagert. Auf der Startseite von n-tv beispielsweise findet sich, wie das so üblich ist, eine Liste mit Links zu den aktuell vorhandenen journalistischen Texten dieser Website. Sind zu diesen Texten Photos verfügbar, steht neben dem Link zur eigentlichen Berichterstattung ein kleines anklickbares Kästchen, das zu einer anderen Datei mit den zugehörigen Photos führt. Alle auf der Website aktuell präsentierten Photos wiederum sind auch über einen eigenen Menüpunkt gemeinsam in einem Übersichtsdokument verfügbar. Ähnlich wird auch auf der Website von Focus verfahren und selbst auf der vorhin vorgestellten Grolier Science Fiction CD ROM müssen Photos von Autoren, Standbilder von Filmen, Abbildungen von Buchillustrationen usw. gesondert angewählt und auch wieder geschlossen werden.

An dieser Stelle sei noch eine Anmerkung zu Tondokumenten und Videosequenzen erlaubt, die ja in Hypertexte durchaus eingebunden werden können, nicht aber in Texte im herkömmlichen Sinn. So können Hypertexte unter anderem Videosequenzen enthalten, in denen wiederum mündliche Äußerungen eine Rolle spielen. Es kommt dadurch zu interessanten Kombinationen von schriftlichen und mündlichen Sprachformen, wie wir sie bislang allenfalls aus Film und Fernsehen kennen. Derzeit spielen solche Kombinationen medialer Mündlichkeit und Schriftlichkeit allerdings auch im Hypermedium nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Mein Fazit ist, daß es im Hinblick auf Nichtlinearität und Multimedialität keine grundlegenden Unterschiede zwischen herkömmlichen Texten und Hypertexten gibt. Dieses Ergebnis sollte aber nicht weiter verwundern. Wir haben uns im Umgang mit Hypertexten noch lange nicht von unseren Erfahrungen mit herkömmlichen Texten gelöst und schöpfen deshalb die Möglichkeiten, die das neue Medium "Hypertext" bieten könnte, vermutlich nicht wirklich aus. Erst die Zukunft wird zeigen müssen, welchen Weg die weitere Entwicklung des Hypermediums nimmt und in welcher Weise diese Entwicklung dann auch unsere bisherigen Textproduktions- und -rezeptionsweisen nachhaltig verändert. In Freisler 1994 werden deshalb Hypertexte, so wie wir sie kennen, "elektronische Inkunabeln" genannt und das ist auch heute, acht Jahre später, noch immer berechtigt.

Die in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Thema immer wieder festge-

stellten Unterschiede zwischen Texten und Hypertexten beruhen im wesentlichen nicht auf den Besonderheiten von Hypertexten, sondern auf den Unzulänglichkeiten des linguistischen Textbegriffs – Unzulänglichkeiten, die sich nun in der Beschäftigung mit den Neuen Medien eben in aller Deutlichkeit zeigen.

Generell orientiert sich der sprachwissenschaftliche Textbegriff viel zu sehr an althergebrachten Idealvorstellungen von Texten. Es wird Zeit, den “real existierenden” Texten unserer Lebenswelt mehr Aufmerksamkeit zu schenken und den Textbegriff an ihnen auszurichten.

Dazu gehört zum einen eine Annäherung an den skizzierten semiotischen Textbegriff, der Sprachliches wie auch Nichtsprachliches umfaßt und das Zusammenspiel von Zeichen unterschiedlicher semiotischer Systeme in den Blick nimmt. Im Hinblick auf den Zuständigkeitsbereich der Sprachwissenschaft könnte die Grenzlinie in etwa im Sinne von Petöfis “dominant sprachlichen Objekten” formuliert sein.

Eine weitere, bislang nicht erwähnte Uneinigkeit in der Diskussion um den sprachwissenschaftlichen Textbegriff betrifft die Opposition ‘medial mündlich vs. medial schriftlich’. Zwar habe ich den Begriff des Textes heute – um das Ganze nicht noch mehr zu verkomplizieren – so verwendet, daß mündliche Äußerungen ausgeschlossen waren. Es gibt aber durchaus andere, wohlbegründete Auffassungen. Und längerfristig betrachtet dürfte es aufgrund der zu vermutenden Etablierung von Kombinationen aus medial mündlichen und schriftlichen Äußerungsformen in den Neuen Medien – denken Sie beispielsweise an Videosequenzen, in denen jemand spricht – sinnvoll und auch notwendig sein, den Textbegriff endgültig zur medialen Mündlichkeit hin zu öffnen.

Im Hinblick auf die Frage konzeptioneller Linearität bzw. Nichtlinearität gilt es ebenso wie in bezug auf die Multimedialität, die in unserer Lebenswelt üblichen semiotischen Erscheinungsformen in angemessener Weise zur Kenntnis zu nehmen. Mit einer Einengung des Textbegriffs auf konzeptionell linear organisierte Texte ist dies nicht zu leisten, vor allem nicht in einer Zeit, in der die konzeptionelle Delinearisierung auch im Printmedium immer mehr um sich greift, da sie die selektive Rezeption, den gezielten Informationszugriff befördern soll.

Schwer wiegt dann natürlich das Problem der Text- bzw. Hypertextgrenzen – und auch ich kann es heute nicht wirklich lösen. Ich will aber dennoch in diesem Punkt – anders als bei den anderen bisher angeführten – für eine Verengung des Textbegriffs plädieren. Zweierlei erscheint mir dabei wichtig. Erstens, daß wir wesentlich konsequenter als bisher versuchen, zwischen Texten und größeren semiotischen Einheiten, die wiederum einzelne Texte, aber auch metatextuelle Komponenten enthalten kön-

nen, zu unterscheiden – am besten unter der Berücksichtigung lebensweltlich üblichen Auffassungen von Texten und Textgrenzen. Zweitens sollte die Bestimmung von Hypertextgrenzen analog zu der von Textgrenzen erfolgen – zum einen, weil so eine optimale Vergleichbarkeit von Texten und Hypertexten gewährleistet ist, und zum anderen, weil es im Hinblick auf Hypertextgrenzen eh noch keine eingespielten kulturellen Sichtweisen gibt.

Zugegeben, das einzige, was uns dann noch als zuverlässiges Kriterium zur Unterscheidung von Texten und Hypertexten bleibt, ist das jeweilige Trägermedium mit seinen Besonderheiten. Aber auf der Basis einer realistischen Einschätzung dessen, was Texte und Hypertexten heutzutage sind, sollten wir sagen: Das ist auch gut so.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

## **Erwähnte Literatur**

- BUCHER 1999 = Hans-Jürgen Bucher: Die Zeitung als Hypertext. Verstehensprobleme und Gestaltungsprinzipien für Online-Zeitungen. In: Text im digitalen Medium. Linguistische Aspekte von Textdesign, Texttechnologie und Hypertext Engineering. Hrsg. von Henning Lobin. Opladen. Wiesbaden 1999, 9–32.
- FREISLER 1994 = Stefan Freisler: Hypertext – eine Begriffsbestimmung. In: Deutsche Sprache 22/1. 1994, 19–50.
- GÜNTHER/LUDWIG (HG.) 1994/96 = Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Zusammen mit Jürgen Baurmann et al. hrsg. von Hartmut Günther und Otto Ludwig. 2 Halbbde. Berlin. New York 1994/96 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1 und 10.2).
- HEINEMANN/VIEHWEGER (1991): Wolfgang Heinemann und Dieter Viehweger: Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen 1991.
- HESS-LÜTTICH 1997 = Ernest Hess-Lüttich: Text, Intertext, Hypertext – Zur Texttheorie der Hypertextualität. In: Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Hrsg. von Josef Klein und Ulla Fix. Tübingen 1997, 125–148.
- INHOFF/RAYNER 1996 = Albrecht W. Inhoff und Keith Rayner: Das Blickverhalten beim Lesen. In: GÜNTHER/LUDWIG (HG.) 1994/96 ↑, Bd. 2, 942–957.
- KOCH/OESTERREICHER 1994 = Peter Koch und Wulf Oesterreicher: Schriftlichkeit und Sprache. In: GÜNTHER/LUDWIG (HG.) 1994/96 ↑, Bd. 1, 587–604.
- KUHLEN 1991 = Rainer Kuhlen: Hypertext. Ein nicht-lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank. Berlin. Heidelberg. New York 1991.
- LOBIN 1999 = Henning Lobin: Intelligente Dokumente. Linguistische Repräsentation komplexer Inhalte für die hypermediale Wissensvermittlung. In: Text im digitalen Medium. Linguistische Aspekte von Textdesign, Texttechnologie und Hypertext Engineering. Hrsg. von Henning Lobin. Opladen. Wiesbaden 1999, 155–177.
- NELSON 1967 = Theodor Holm Nelson: Getting it out of our system. In: Information retrieval. A critical view. Ed. by George Schecter. Washington. London 1967, 191–210.

- NÖTH 1994 = Winfried Nöth: Der Zusammenhang von Text und Bild. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hrsg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann und Sven F. Sager. 1. Halbbd. Berlin. New York 2000, 489-496.
- PETÖFI 1990 = János S. Petöfi: Language as a written medium: text. In: Collinge 1990, 207-243.
- POSNER 1991 = Roland Posner: Kultur als Zeichensystem. Zur semiotischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. In: Kultur als Lebenswelt und Monument. Hrsg. von Aleida Assmann und Dietrich Harth. Frankfurt am Main 1991.
- RIEGER 1994 = Burghard Rieger: Wissensrepräsentation als Hypertext. Beispiele und Problematik einer Verstehentechnologie. In: Germanistik in der Mediengesellschaft. Hrsg. von Ludwig Jäger und Bernd Switalla. München 1994, 373-403.
- SAGER 1997 = Sven F. Sager: Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten. In: Josef Klein und Ulla Fix: Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zu Intertextualität. Tübingen 1997, 109-123.
- SAUSSURE 1967 = Ferdinand de Saussure: Cours de linguistique générale. Édition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden 1967.
- STORRER 2000 = Angelika Storrer: Was ist "hyper" am Hypertext? In: Sprache und neue Medien. Hrsg. von Werner Kallmeyer. Berlin. New York 2000 (Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache 1999), 222-249.
- TODESCO 1997 = Rolf Todesco: Die Definition als Textstruktur im Hypertext-Sachbuch. In: Textproduktion in elektronischen Umgebungen. Hrsg. von Dagmar Knorr und Eva-Maria Jakobs. Frankfurt am Main etc. 1997 (Textproduktion und Medium 2), 109-120.
- WEINGARTEN 1997 = Rüdiger Weingarten: Textstrukturen in neuen Medien: Clusterung und Aggregation. In: Sprachwandel durch Computer. Hrsg. von Rüdiger Weingarten. Opladen 1997, 215-237.